

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 41

Rubrik: Weltwochenschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

vernüchert gehalten hatte, begann allmählich ein ganz anderes Bild von ihm zu bekommen.

Sie, die sich bei der Nachricht von Vaters Heldentod allen Ernstes ein Leid hatte antun wollen, sie, die beim Heimgang ihrer Mutter — einige Jahre später — ins offene Grab nachspringen wollte, lernte es, daß es ein tieferes und heftigeres Leid um teure Abgeschiedene gab, als äußerlich bekundeter wilder Schmerz.

Und als sie dann in der neuen Wohnung den alten Schuhen einen Ehrenplatz eingeräumt hatte, da fühlte sie, daß ihr die so überflüssigen Dinge den Weg zu einem Herzen eröffnet hatten,

das sie in seiner Tiefe und Schlichtheit von Jahr zu Jahr mehr an den erinnerte, der den durchgetretenen Schuhen seiner Kinder voll väterlichster Liebe wieder einen neuen Boden geschustert hatte, damit sie weiter herumhüpfen und froh sein sollten, wird es doch auch er gewußt haben: „Schön ist die Jugendzeit, sie kommt nicht mehr . . .“

Diese Geschichte aber hat mir Gerte selbst erzählt und ich meine immer, mein Freund Georg hat sie eigentlich so tief empfunden, daß er nur ein einziges Mal darüber sprechen konnte . . .

Dr. Ernst Geiger, Ligerz

(Fortsetzung von Seite 1045)

ihres Landes die fabelhaftesten, stimmungsreichsten Bilder gemacht und mit ihnen bewiesen haben, daß einem wirklichen Künstler die Erscheinungswelt nur ein Mittel ist, sich selbst zu geben. Geiger ist diesen und vielen großen Künstlern auch darin ähnlich, daß er sich an die Natur hält, die ihm am vertrautesten ist, in der er lebt und groß wurde. Und wie die Großen oder viele der Großen ist er ein Spezialist. Er ist der Maler des Bielersees. Er hat die Schönheit dieser Landschaften als erster malerisch ausgedrückt und ein so vollkommenes Bild von ihr geschaffen, daß es bestenfalls wiederholt, aber nicht übertroffen werden kann.

Wenn nun Geiger auch die Natur nicht abmalte, so steht er doch mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit. Unablässig malte oder zeichnete er Studien vor der Natur und beobachtete, wie sie sich unter der Wirkung des Lichtes, der atmosphärischen Vorgänge, der Tages- und Jahreszeiten veränderte. Bei jedem Wetter sah man ihn draußen, und erst, nachdem er gesättigt war mit Erkenntnis der Wahrheit, nachdem er die Wirklichkeit mit ihren tausend Einzelheiten in sich aufgenommen, sie zu seinem Eigentum gemacht, so daß er frei mit den Elementen schalten konnte, ging er an die Arbeit, gestaltete er aus seinem Empfinden heraus die Natur neu. Darum sind die Landschaften Geigers bei aller Treue gegen die Wirklichkeit nicht einfach Ansichten aus Twann oder Ligerz oder der St. Petersinsel oder aus dem Tessin, wo er seine zweite Heimat bei Porto Ronco gefunden hat, sondern wahrhafte Kunstwerke, Schöpfungen voller Gefühl und Poesie, Dokumente eines reichen innerlichen Erlebens. Daß dieses Erleben stark, aber nicht vielseitig ist, entspricht dem Charakter des Künstlers und seinem Temperament. Ihn ziehen gewisse Motive, gewisse Tages- und Jahreszeiten, gewisse Stimmungen in der Natur mehr an als andere. Eine tiefe Neigung zur Einsamkeit, zur Stille beherrscht die meisten seiner Schöpfungen. Alles posierende Künstlertum ist ihm in der Seele zuwider. Wenn man ihn oft in seinem Heim, im Hof am Bielersee bei Ligerz aufsucht, hält man ihn eher für einen Weinbauer als für einen Maler, wenn nicht ein feingeschnittenes Gesicht und ein ausdrucksvoll blickendes glänzendes Augenpaar einen besonderen, geistig regen Menschen verraten würde.

Geiger ist am 1. Februar 1876 in Brugg geboren, besuchte dann die Kantonschule in Aarau und studierte zunächst Medizin in Basel, dann Forstwirtschaft und Naturwissenschaften in Zürich, wo er 1900 zum Doktor promovierte. Seine Lehrtätigkeit begann er in Thüringen, aber er fand darin keine Freude

und wandte sich wieder nach Zürich um daselbst die Malerei zu studieren; Studien, die er in München und Paris weiter führte. Dann gings auf Malreisen durch Oberitalien, der Riviera und Nordwestfrankreich. Bei diesen Studienreisen füllten sich seine Mappen mit Skizzen und Studien bunter Art, und reich beladen an Eindrücken und Schönheiten wie Anregungen, zog er wieder nach Hause. Einige Jahre verblieb er anfangs in Aarau, bis er 1907 nach Bern übersiedelte. Da diese Gegend auch nicht seinem Schaffen entsprach, wandte er sich 1911 dem Bielersee zu und schlug erstmals sein Heim auf dem Kapf ob Twann auf, um dann später im Hof zu Ligerz auf eigenem Grund und Boden zu wirken. Seine zweite Heimat aber bleibt nach wie vor der Tessin, wo Geiger viele Monate seiner Kunst lebt.

Was aus Geigers Werken spricht, wendet sich auf dem geradesten Wege an die gesunde Sinnesfreude und beschenkt mit starken Stimmungen. Mag man für seine Malweise Vorbild und Verwandtschaft suchen, wo immer man sie findet, Geiger ist ein Gewächser, kein Gezogener.

Seine Weiterentwicklung kann für den häufigen Besucher seines Ateliers im Hof zu Ligerz kaum zweifelhaft sein. Seine neuesten Arbeiten sind reich an kühner Verwendung starker und heller Farben, seine Malweise ist bei aller Kraft von Süßlichkeit und Härte gleich weit entfernt, die Stimmungen seiner beiden Elemente sind oft von wuchtiger Schwere, seine Architekturen und sonstigen Menschendinge manchmal von lässiger Grazie, manchmal von nervös flirrendem Leben oder gemessen kraftvoller Bewegung. Vielfältige, aber immer bedeutsame und große Gefühlstöne, mit fein empfindenden Sinnen rasch erfasst, mit männlichem Temperament, ohne die geringste Spur von Mache, aber stets aus dem Herzenstakt einer erworbenen Geschmackskultur, mit gewandter Technik ohne Zaudern sicher und ausdrucksvoll wiedergegeben, so sind Geigers Bilder für jeden, der sich gesunde Genußkraft in all der Ideenverrentlichkeit unserer Zeit bewahrt hat, dauernd fließende Quellen reinsten Freude.

W. Schweizer.

Weltwochenschau

Zwei Halbkantone verschwinden.

Im Zuge der tragischen europäischen Grenzvereinbarungen hat auch die Schweiz eine kleine, sozusagen idyllische Veränderung erlebt: Die Wiedervereinigungsinitiative „beider Basel“ ist sowohl in Baselstadt wie in Baselland angenommen worden. Ein Verfassungsrat soll zusammentreten und für den neugebackenen

Ganzkanton eine gesetzliche Grundlage schaffen, auf welcher alle leben können. Auch die drei eigentlich „landschäftlerischen“ Bezirke Sissach, Nistal und Waldenburg, die mit großem Mehr verworfen.

Es ist mehr als hundert Jahre her, daß die aufständische Landschaft sich von der Stadt getrennt; in den ländlichen Bezirken haben diese hundert Jahre nicht alles ausgetilgt, was an Abneigung gegen die „Herren“ in der Rheinstadt übrig geblieben. Und wenn auch jener Auszug der städtischen Truppen zur „Unterwerfung abtrünniger Untertanen“ und der Sieg des Volkes Geschichte geworden, so spielte doch ein unterbewußter Widerwille gegen die anscheinend bevorzugte Zentrale in der Abstimmung mit. Ganz abgesehen davon, daß Nistal nicht mehr „Hauptstadt“ sein soll, und daß man der Bevölkerung nach selbstverständlich in Minderheit kommen wird, die Gesetzgebung also nicht mehr nach eigenem Ermessen gestalten kann.

Die der Stadt benachbarten Gemeinden des einzig annehmenden Arlesheimer Bezirkes haben den Ausschlag gegeben. 14000 Städter sagten Ja, 4000 Nein, im Arlesheimer Bezirk stand man mit 8 zu 2000 für die Wiedervereinigung ein. Die verwerfenden Bezirke stellen sich ungefähr gegenteilig: 3000 wollen zur Stadt zurück, 8000 nicht. Man sieht daraus, wo die Interessenten sitzen: In der Stadt und in der Nachbarschaft. Die Situation wird noch interessanter, wenn man feststellt, daß keine Gemeinde in den oberen Bezirken annahm, außer Pratteln, das schon ins „Banngebiet der Stadt“ gehört, und Füllinsdorf. Wogegen im annehmenden Arlesheimerbezirk keine einzige Gemeinde verwarf. Es sieht so aus, als ob man in der Umgebung der Stadt ähnliche Vorteile erhoffe wie etwa die Zürcher Handdörfer bei der Eingemeindung . . . und als ob man sich dabei gewisse Illusionen mache. Die Stadt wird unmöglich den Gemeinden alle Vorteile des städtischen Gemeinwesens zugänglich machen können.

Umgekehrt scheinen die „echten Baselbieterlütli“ zu fürchten, als Steuerzahler gut genug zu sein, sonst aber ins Hintertreffen zu kommen. Man weiß, daß es Kreise gibt, die damit liebäugeln, den annehmenden Bezirk zu „entlassen“ und einen verkleinerten Halbkanton zu retten. Was ja eigentlich nach dem „Selbstbestimmungsrecht der Völker“ richtig wäre. Einen Ständerat würde man gewiß auch im verkleinerten Lande finden! Aber Spaß beiseite: Die neu zu wählende verfassunggebende Behörde wird in sehr geschickter Weise den besondern Ansprüchen jener benachteiligten Juratäler des Hinterlandes gerecht werden müssen, damit auch sie die Vorteile eines neuen Zustandes anerkennen und nicht das Gefühl haben, von den um die Stadt herum angehäuften Massen majorisiert worden zu sein.

Der unheimliche Friede.

Zwischen Hitler und den Westmächten ist ein Friede auf Rosten der Tschekoslawakei geschlossen worden. Ein wahrhaft unheimlicher Friede. Nicht nur daß die Zusammenkunft der Herren Chamberlain, Daladier, Hitler und Mussolini in zwölfter Stunde vor Kriegsausbruch erfolgte, daß Mussolini als Vermittler auftrat und ungeachtet seiner fortdauernden Aktion in Spanien Europa vor dem großen Morden rettete, nicht nur daß ein „faszistisches Diktat“ über Nacht die anscheinende Einigkeit aller Großmächte außer Rußlands herbeizuführen schien, macht diesen Frieden so unheimlich. Ueberlegt man, daß von den deutschen Konzentrationslagern nicht die Rede sein durfte, daß die Juden weiter verfolgt werden, daß die Flüchtlinge ohne Hilfe bleiben, daß in Spanien die Freunde Francos zum Schaden der Franzosen neue Offensiven vorbereiten, daß die Russen so behandelt wurden, als existierten sie nicht, daß die Araber in Palästina zu neuen Terrorakten ansetzen . . . überlegt man die ganze Welt-situation, dann fühlt man, wie groß die Gefahr weiterhin bleibt. Für die Schwierigkeit der Lage gibt es überhaupt keinen bessern Beweis als eben die krampfhaft aufgerichtete Fassade der Einigkeit, die England für notwendig gehalten, die Frankreich ebenso für günstig

erachtet, und wozu sich die beiden Diktatoren lachend bereit erklärten. Scheint ihnen nun doch der Beweis gegliückt, daß sie in Europa bestimmen, daß die Demokratien keinen Widerstand mehr wagen, und daß sie in alles einwilligen werden.

Worein denn einwilligen? Zunächst wird ein „Mittelmeerabkommen“ geplant; die spanische Frage soll im Sinne Francos erledigt und der neue faszistische Wächter im Rücken Frankreichs so gut es nur geht, bewaffnet werden. Nun kann er die Truppen in Marokko, die er schon zur Abwehr eines französischen Einfalles dorthin beordert, wieder nach Spanien überführen, und den Winter hindurch rüsten, falls die Mächte ihn nicht vorher zum Sieger machen.

Sodann geht die deutsche Hoffnung auf den Zerfall der französisch-russischen Allianz. An ihre Stelle soll der Viererpakt treten, in welchem die faszistischen Mächte souverän schalten. Das bedeutet, daß man ihnen vor allem den Südosten des Kontinents als wirtschaftliche Sphäre überläßt. Mit dem ungarischen Korn und dem rumänischen Getreide soll alle deutsche Wirtschaftsnot behoben und der künftige Marsch nach dem Osten, zu welchem der Westen seine ohnmächtige Einwilligung geben wird, unterbaut werden.

Schließlich wird es nun auch Zeit, daß Hitler seine kolonialen Ansprüche anmeldet. Die Engländer sind nach Ansicht der optimistischen deutschen und der pessimistischen westlichen Propheten reif geworden . . . Frankreich und Portugal zur Abtretung gewisser Gebiete zu zwingen und selbst die eine oder andere Wüste als Angebinde für den neuen deutschen Freund zu opfern.

Wir glauben indessen nicht an die britische Kapitulation. Der Premierminister Chamberlain, der so vortrefflich auf die Seelen der Völker einzugehen versteht und ehrlich überzeugt einen Frieden und Millionen gerettete Menschenleben dem Massenmord vorgezogen, ist dennoch nicht so naiv wie die friedensbedürftigen Völker. Es ist die Frage, ob er oder Hitler in Deutschland selbst den größern Sieg davongetragen. Schließlich weiß auch der letzte Deutsche, daß er nach Berchtesgaden, nicht aber Hitler nach London geflogen. Und wenn der neue Siegesjubel über die erworbenen böhmischen und mährischen Gebiete verfliegen sein wird, wirkt in den deutschen Massen ein unbestimmtes Gefühl nach, dessen Früchte man erst noch erwarten muß.

Neben diesen psychologischen Fernwirkungen einer Politik, die mit ungeheurer Sicherheit die stärksten Saiten der europäischen Völkerseelen anzuschlagen verstand, müssen wir feststellen, daß England ganz einfach Zeit gewonnen. Seine Luftflotte, mit der französischen und tschechischen zusammen nach Ansicht schweizerischer Offiziere nicht halb so stark wie die deutsche, die zum Teil geheim geblieben, muß erst noch auf die Höhe gebracht werden. Wenn England einmal diktiert, dann will es auch sicher sein, daß die andern gehorchen müssen! Es will das Risiko eines Krieges nicht mit den Folgen einer furchtbaren Anfangsniederlage belasten. Es will von Anfang an so stark sein, daß die andern einen Widerstand nicht wagen . . . genau wie Hitler heute!

Das ist der eine Grund des britischen Verhaltens. Der andere: Man hat im Donauraum eine „erste Linie“ aufgegeben, die man aus gewissen Gründen nicht halten konnte, ohne die Deutschen moralisch ins Recht zu setzen . . . (siehe „Selbstbestimmungsrecht der Völker“ . . .). Aber man hofft, eine zweite aufzurichten, die besser zu halten sein werde. Die Pläne zeichnen sich schon ab. Zunächst ist Hitler verhindert worden, Prag zu nehmen und sich Böhmen und Mähren einfach zu unterwerfen. Nun muß man sich nach einem neuen Schutz für den Reststaat umsehen. Die Südoftstaaten, von Frankreich verlassen, sind weitergehend geeinigt, als man meinen sollte, und die Furcht vor dem Dritten Reiche soll England erleichtern, sie zusammenzubringen.

Die Vereinigung des Tschener Handels mit Polen durch die Abtretung des polnischen Zipfels von Schle-

sien an Polen soll den Anfang der „slawischen Verbesserung“ machen. Die in Aussicht stehende Befriedigung Ungarns kann über Nacht das tschechisch-ungarische Verhältnis völlig verändern. Die britische Staatskunst wird es sogar fertig bringen, die Südoststaaten in aller Freundschaft an der „Biererpaktropolitik“ teilnehmen zu lassen . . . und vielleicht erwachen die Diktatoren eines Morgens mit dem Bewußtsein, innerhalb der Vier, die Zehn geworden, nur Zwei zu sein!

In der Tat, die Demokratien, England voran, haben nicht abgedankt. Man wird das auf lange Sicht einmal konstatieren können. —an—

Kleine Umschau

Ferien im Herbst — Frieden in Europa.

Ferien im Herbst! Das ist etwas fabelhaft Schönes! In keiner Jahreszeit ist der Himmel so wolkenlos. Nie sind die Berge so klar, die Seen so blau. Zieht wahrlich nur im Herbst die Milchstraße ihr Band so leuchtend über den nächtlichen Himmel? Strahlt der Saturn tatsächlich nur im September so freudig auf die Erde hernieder? Haben wir nur dann, wenn die Tage kürzer werden, Begegnungen mit Rehen, Hasen und Eichhörnchen im Wald? Im Wald, der so still und weit, so tief und groß, so grün und duftig über Berg und Tal sich dehnt! Ist es uns nur dann vergönnt, Zwiesprache zu halten mit lieben Menschen, wenn die Ästern blühen, wenn die Trauben reifen und die Hagebutte sich rötet?

Ferien im Herbst! Auch sie gehen zu Ende. Und aus der Stille, die in der freien, reinen Höhe herrscht, kehren auch wir ins Tal, in die Stadt zurück mit ihrem stürmischen Verkehr, den nebelseuchten Asphaltstraßen, der fiebernden Atmosphäre der Kriegsdrohung.

Dort oben auf der Egg, die mir inmitten rauschender Wälder und goldgelber Getreidefelder ein friedliches Dasein geschenkt, bin ich lieben Menschen aus vielen Ländern, Menschen verschiedenster Gesinnung begegnet. Im Laufe von Erzählungen eines Ehepaars aus Riga habe ich Phasen der bolschewistischen Revolution in ihrer unerbittlichen Grausamkeit miterlebt. Das Ringen eines jungen Mannes um Erkenntnis und innere Klarheit rief mir die eigene Sturm- und Drangperiode in lebhafter Erinnerung. Mit großem Interesse folgte ich dem Exkurs alter Damen in vergangene Zeiten, der die Gestalten eines Brahms, Widmann, Scheffel und Jakob Burckhardt erstehen ließ. Die Berichte eines elsässischen Missionars brachten mich in lebendige Berührung mit dem afrikanischen Busch und seinen gefährlichen und harmlosen Bewohnern. Und Jakob, der Kotschwanzpapagei (nebenbei bemerkt: ein amüsanter Kerl) lehrte mich alten Berner den Bernermarsch in neuer, fantasiereicher Form und ergötzte mich mit seinem hämischen Lachen und andern originellen Mäxchen.

Dort oben auf der Egg sind mir Menschen begegnet, die in den Herbst des Lebens ein frohes Leuchten, ein liebes Wort hinübergereicht haben. Wie wertvoll ist es für uns Junge und Jüngere, denen nichts schnell genug mehr geht, das Zusammenleben mit reifen, erfahrenen Frauen und Männern. Köstliche Ruhe, tiefe Freude und wahren Glauben habe ich in der Gemeinschaft mit jenen Menschen gespürt, die von der Höhe eines sonnigen und verklärten Alters herab verständig und sorgend das brodelnde Nebelmeer der Jugend betrachten, das brausend in der Tiefe wogt und verlangend an die Berghänge brandet.

Als ich vergangenen Mittwoch nach Bern zurückkehrte, war die Weltlage so, daß ich mit der Mobilisation am Freitag rechnete. Der Kreuzstab in München hat aber ein so gutes Ende genommen, daß ich meinen schönen, lieben, alten Kriegshut weiter den Motten zum Fraß überlassen kann. Und ich bin dessen sehr froh — denn schließlich müssen die „Schaden“ auch gelebt haben. Schon mit Rücksicht auf den am 4. Oktober durchgeführten Tier-Welt-Schutztag ist schonungsvolle Behandlung dieser flatterhaften und anhänglichen Wesen am Plage.

Bange Tage liegen hinter uns. Stunden, da wir die Hoffnung aufgegeben. Aber gerade in dieser Zeit schwerster Prüfung, in dieser Zeit bitterster innerer Not sind wir Gott näher gekommen. Es mag grotesk erscheinen, wenn ein Stürmibänz, der ja eigentlich eher die Rolle eines schriftstellersnden Bajazzo spielt, seinem Instrument ernste Töne entlockt. Wenn ich von Gott spreche, so tue ich es aus innerem Bedürfnis und aus tiefster Dankbarkeit dem Lenker unseres Geschickes gegenüber. Auch ich — der Stürmibänz — habe für den Frieden gebetet, und ich danke jeden Tag betend dafür, daß unsere Heimat vor Not und Leid bewahrt, daß Europa der Frieden erhalten wurde. Ich weiß, daß ich in diesem Gefühl der Dankbarkeit mit Millionen Menschen verbunden bin, und ich bin glücklich, die Solidarität des Glaubens erleben zu dürfen.

Die Kriegsfreiwilligen-Begeisterung der Ahtzehnjährigen ist verraucht. Die Friedensglocken haben mit ihrem hellen Klang den Ruck und die Lebensmittelgeschäfte abgestoppt. Alles geht wieder seinen gewohnten Gang. Man besucht wieder unbeschwert Jodelkonzerte und Theatervorstellungen. Füsiliers Wipf lockt auch die Konsequentesten Filmgegner ins Kino. Mit dem Ertrag der ergiebigen Bulletinschwemme leisten sich die Zeitungsverkäufer eine wohlverdiente Ruhepause. In Bümpliz findet — wie im tiefsten Frieden — eine Feuerwehr-Hauptmusterung statt. Die Schaufenster zeigen die herrlichsten Modeschöpfungen — die weltberühmte Berner Herbstmesse bietet die sensationellsten Attraktionen — bunt färben sich Alleen und Waldläsieren — und meine Frau betrachtet mindestens einmal jeden Tag mit Genugtuung die zwei Bäckerl Kafao, die sie vorsorglicherweise (und nicht etwa unter dem Zwang der Kriegspolizei) „gehamstert“ hat.

Stürmibänz.

Einigung

Der Spannung Siedehitze ist der Einigung gewichen, und vorderhand sind Trug und Zwist vertraglich ausgestrichen. Es haben sich die großen „B i e r“ in München gut vertragen. Der Friede hat des Krieges Bier zum Heil der Welt zer Schlagt.

Die Tschechen wichen der Gewalt, sie fanden dies gescheiter. Wenn sich auch manche Faust noch ballt, der Dinge Rad rollt weiter. Nun holt auch Polen sich zurück sein angestammtes Teschen: dem einen brachte München Glück, dem andern schlägt es Breschen.

Was ward doch auch in unsrer Schweiz befürchtet und gemunkelt, die Lage war auch unsrerseits recht brenzlich und verdunkelt. Gottlob! Nun ward es wieder hell an den verschied'nen Fronten, die Freude bläst ihr Kitornell nach allen Horizonten.

Gut wirkte auch im Bundeshaus die Einigung in München: die Herbst-Session klang friedlich aus. Noch bleibt zu übertünchen manch' dunkler Fleck in unserm Land . . . Auch solches muß verschwinden! Wer willens ist mit Herz und Hand, wird stets den Frieden finden!

Bedo.